



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Österreichische Wirren.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Österreichische Wirren.



iener Blätter diskutiren mit großer Lebhaftigkeit den Beschluß des Gemeinderats, das Jubiläum des Sieges der Christen über die Türken unter den Mauern der Stadt nicht durch ein Volksfest zu feiern, mehr noch die Motivirung jenes Beschlusses. Über letztern selbst kann man sehr verschiedner Ansicht sein; eine Blöße hat sich die Versammlung der Stadtväter unzweifelhaft gegeben, indem sie auch notgedrungene Sparsamkeit als Grund anführten, den Antrag eines Mitgliedes aber, daß jeder Teilnehmer an dem „Frühstück,“ welches der Gemeinderat nach Enthüllung eines Denksteins auf dem Rahlenberge einnehmen will, seine Zeche selbst „begleichen“ solle, unter allgemeiner „Heiterkeit“ ablehnten. Die Gegner haben nun ein Recht zu fragen, wie die Stadt, welche angeblich keine Mittel besitze, um der ganzen Bevölkerung Unterhaltung durch Musik, Feuerwerk u. dergl. m. im Prater zu gewähren, dazu komme, den Herren Gemeinderäten den Champagner zu bezahlen. Anders steht es um die Hauptmotive des Beschlusses. Wien ist nicht in der Stimmung, Feste zu feiern, und es hat auch keinen Grund dazu — das ist eine Thatsache, welche durch alles Geschrei der rechten und der Ehrentscheken nicht aus der Welt geschafft werden kann. Wien krankt physisch und moralisch. Als nach den unglücklichen Kriegen und der Abtrennung Ungarns die Hauptstadt sich zu einer bis dahin ungeahnten Blüte entwickelte, fehlte es nicht an Personen, welche aus dem post hoc ein propter hoc machten und die militärischen und politischen Niederlagen gewissermaßen als den Dünger darstellten, welcher dem Boden neue Triebkraft mitgeteilt habe. Aber der „volkswirtschaftliche Aufschwung,“ der wirkliche Guano in diesem Falle, wirkt nicht mehr nach, und nun zeigt sich handgreiflich, wie viel die Stadt in ihren Lebensbedingungen geschädigt worden ist. Die Hofhaltung ist abwechselnd

in Wien und Ofen, der ungarische Adel bleibt in Buda-Pest, der tschechische in Prag, der polnische in Lemberg, und die von jeher rege Eifersucht der Provinzen erwirkt fort und fort Maßregeln, durch welche Wien noch mehr geschädigt, als die Kronlandshauptstädte gefördert werden. Wenn es gilt, Opfer für das Ganze zu bringen, räumt man willig Wien den ersten Platz ein, dann ist es wieder der Reichshauptort und hat die schöne Pflicht, den bescheidenern Schwestern voranzuleuchten; in allem übrigen sucht man es zur Hauptstadt von Österreich unter der Enns zu erniedrigen. Sehr scharfsinnig wird aufgespürt, welche Vorteile Wien als Sitz der Zentralbehörden genießt, und wird der gebührende Anteil daran gefordert; von den Leistungen, welche in die andre Wagchale fallen, ist nie die Rede. Und zwar datiren solche Bestrebungen nicht von gestern und heute, schon zu Schmerlings Zeit mißgönnten die Landboten, den berühmten Herrn Herbst an der Spitze, dem Lande Niederösterreich die Zuschläge zu dem Steuerertragnis von den Eisenbahngesellschaften, die in Wien ihren Sitz haben. Damals hatten wir es mit „Zentralisten“ zu thun; darf es wunder nehmen, daß die Autonomisten in ihre Fußtapfen treten? Andre Ursachen für das Sinken des Wohlstandes kommen hinzu. Wien ist wegen seiner östlichen Lage niemals bevorzugtes Ziel der Touristen gewesen, auch die Pilger nach Italien machen nur noch ausnahmsweise den Umweg über Wien, gegenwärtig wird es so wenig besucht, daß täglich in der Presse, in Versammlungen u. s. w. über diese befremdliche Erscheinung verhandelt wird und ein eigener Verein „zur Hebung des Fremdenverkehrs“ täglich neue Abgeschmacktheiten aufs Tapet bringt. Die Wahrheit ist, daß Wien zu den allerteuersten Städten gehört, und zwar in Folge des unglücklichen Steuersystems und des geradezu erbärmlichen Zustandes der Versorgung mit Lebensmitteln, und daß den Fremden für das viele Geld zu wenig geboten wird. Im hohen Sommer werden sämtliche Theater bis auf eine sogenannte Volksbühne im Prater geschlossen; wo soll der Fremde bei ungünstigem Wetter die Abende verbringen? Ist es schön, so könnte ihn die herrliche Umgegend entschädigen, aber nach zehn Uhr findet er zur Rückkehr keine Fahrgelegenheit außer den Fiakern mit ihren Apothekerpreisen. Für den Einheimischen beginnt das Leben früher als in andern Großstädten und endigt demgemäß auch zeitiger; daß andre andre Gewohnheiten haben, das scheint den Wienern nicht einleuchten zu wollen. Ehemals gab es eine Menge von Belustigungsorten, die mit ihrem harmlosen, ungezwungenen Treiben jeden Ausländer anzogen, größtentheils Weltruf hatten; sie sind verschwunden, und was an deren Stelle getreten, kann nur als schlechte Kopie von Pariser Etablissements gelten, wo die Kokotte und der jüdische Kommiss ihr Wesen treiben. Der altberühmte Wiener Humor ist an solchen Orten so wenig wie in den Theatern heute zu entdecken. Viel könnten zur Besserung die städtischen Behörden beitragen, aber, sei es Ungeschick oder was sonst, sie greifen die Dinge fast regelmäßig am verkehrten Ende an. Kommt die „Approvisionierung“ — dieser schöne

Ausdruck ist eingebürgert! — zur Sprache, so führen die Fleischhauer das entscheidende Wort. Seit Jahrzehnten steht die Regulirung des Wienflusses auf der Tagesordnung, welcher im Sommer einen großen Teil der Stadt, einschließlich des Stadtparks, förmlich verpestet, aber nie ist ein Projekt vollkommen genug, und so bleibt's beim alten. Jener Stadtpark ist vor dreißig Jahren nach den Grundsätzen der Landschaftsgärtnerei und insofern fehlerhaft angelegt worden, als er vor allen Dingen Schatten gewähren mußte; nun die Bäume und Gebüsch groß geworden waren und einigermaßen den Fehler verbesserten, läßt man den Stadtgärtner darin hausen, wie die Gebirgsbauern in ihren Wäldern, und schießt ihn erst fort, da wenig mehr zu verderben ist. Um dieselbe Zeit wurde die Ringstraße bepflanzt, aber nicht mit einheimischen Bäumen, welche jetzt mächtige Kronen haben würden, sondern mit der ostasiatischen Alantbus, welcher im Winter 1879—80 schaarenweise erfror, übrigens zur Blütezeit einen sehr unangenehmen Geruch verbreitet. Ein Netz von Pferdebahnen ist praktisch über die ganze Stadt ausgebreitet, aber der Fahrpark ist so ungenügend und die Verordnungen über die Zahl der in einen Wagen Aufzunehmenden bleiben so absolut unbeachtet, daß zur Zeit größern Verkehrs die Wagen auf wahrhaft unanständige, sanitätswidrige und thierquälerische Weise mit fünfzig, sechzig Menschen vollgepfropft werden und trotzdem nie dem Bedarf genügt wird. Jetzt erbietet sich ein Engländer, eine Stadtbahn zu bauen — das einzige Mittel, um die Verbindung zwischen der Stadt und den nächstgelegenen Ortschaften zu regeln und endlich eine Ableitung von den überfüllten innern Stadtteilen zu ermöglichen; denn jetzt zieht der einigermaßen Bemittelte wohl für den Sommer aufs Land, aber gänzlich an der Peripherie zu wohnen, ist bei den gegenwärtigen Verhältnissen unausführbar. Senen Projektanten behandelt man wie einen lästigen Hausfirer, geberdet sich, als wolle er nicht ein Geschenk machen, sondern etwas geschenkt haben, die hochweise Künstlerschaft erhebt im Namen der Ästhetik Protest, Gebatter Schneider und Handschuhmacher, vor allen aber die Besitzer von Equipagen können gar kein Bedürfnis eines neuen Verkehrsmittels entdecken, genau so, wie sie vor dreißig Jahren den Omnibus und vor zwanzig die Pferdebahnen als höchst überflüssig ansahen. Wie endlich der Handelsminister den Entschluß kundgibt, nötigenfalls über den Gemeinderat hinweg das Unternehmen zu konzessioniren, wird die ausschließliche Verwendung inländischen Eisens zur Bedingung gemacht und dadurch glücklich erreicht, daß das englische Kapital sich zurückzieht. So ist auch diese Einrichtung hinausgeschoben bis auf die Zeit, wo man gezwungen sein wird, sie mit großem Aufwande herzustellen. Selbst die im vergangenen Jahre beschlossene Aufhebung der kleinstädtischen „Sperrstunde“ ist an dem Widerstande der Hausbesitzer gescheitert, und nach wie vor öffnet sich von dem Blockenschlage zehn an das Hausthor nur gegen den „Sechserl“-Tribut an den Hausmeister. Und solcher Krähwinkelereien giebt es noch die Menge.

Genug, wer für die leidigen Zustände einzig und allein die Regierung, das herrschende System verantwortlich macht, begeht ein entschiedenes Unrecht. Aber der Stillstand im gesamten Geschäfts- und Verkehrsleben ist unleugbar vorhanden, die Großartigkeit und Pracht der neuen Stadtteile machen die Stille nur noch auffallender. Es ist kindisch, dem Handel und dem Gewerbe — die nur in einzelnen Zweigen durch den Export gedeihen — mit einem Volksfest aufzuhelfen zu wollen, und es ist nur zu loben, daß man endlich auf den Köder, die „Ehre“ Wiens sei engagirt, nicht mehr anbeißen will. Welche Summen sind im Laufe der Jahre unter diesem Vorwande hinausgeworfen worden ohne andre Entschädigung als einige Komplimente an das schöne gastliche Wien! Man würde die Bitterkeit in den Erörterungen überhaupt nicht begreifen, wenn sich die Frage nicht zu einer politischen zugespitzt hätte. Die Anwälte großer Festlichkeiten waren unbesonnen genug, zu verraten, daß der Welt demonstriert werden sollte, Wien sei mit der innern Politik völlig einverstanden. Das ist es aber in der ungeheuern Mehrheit keineswegs. Sieht man auch gänzlich ab von der Verstimmung der Liberalen, welche durch das Schuldbewußtsein verschärft wird, so weiß die Stadt sich in ihrem deutschen Charakter bedroht und fühlt sich zugleich als natürlicher Vertreter des von allen Seiten bedrängten und bedrückten Deutschtums im ganzen Lande.

Auch in dieser Beziehung ist leider viel geredet und resolvirt worden ohne ruhige Überlegung, und jede solche Kundgebung war Wasser auf die Mühle der „Autonomisten.“ Vor allem die übereilten Proteste gegen die Gründung einer tschechischen Volksschule. In der That handelt es sich bei dieser lediglich um ein Parteimanöver, um einen neuen aggressiven Akt der Slavenführer. Die Tagelöhnerbevölkerung des Bezirks Favoriten, deren Interessen sie angeblich verfechten, hat ihnen sicherlich kein Mandat erteilt. Arme Teufel, aus Böhmen und Mähren eingewandert, um beim Häuser- und Straßenbau etwas mehr Brot zu verdienen, als die Heimat ihnen gewährt, wissen sie recht gut, daß ihre Kinder, nur wenn sie deutsch verstehen, in Wien in die Lehre oder in einen Dienst kommen; diese sind ohnehin schwerer unterzubringen, seitdem im tschechischen Böhmen die wüste Deutschenheke angegangen ist. Man muß es Gewissenlosigkeit nennen, wie sie freilich bei Agitationen so häufig begegnet, die Leute in ihrem Fortkommen zu behindern, damit jene Partei, welche bereits vor zwanzig Jahren Wien für eine slawische Stadt erklärte, ein Argument für diesen Satz beibringen könne. Und mit vollem Rechte betrachten die Wiener jene Privatschule nur als den ersten Schritt; bleibt das politische Wetter den Tschechen so günstig wie bisher, so werden die weitem Schritte nicht auf sich warten lassen. Die Privatschule wird zur öffentlichen werden, die aus denselben Entlassenen müssen Gelegenheit zu höherer Ausbildung erhalten, folglich sind tschechische Bürger-, Real-, Gewerbeschulen notwendig, und vor dem geistigen Auge des Grafen Harrach steht vielleicht schon eine Universität mit tschechischer Vortragssprache in Wien.

Aber unflugerweise bestritt man im Gemeinderat und im Landesschulrat der Regierung das Recht, die Eröffnung der tschechischen Schule zu gestatten, und stellte sich damit auf einen unhaltbaren Boden. Ja wenn dem Sammermanne Maassen, welcher sich in seiner Eigenschaft als Rektor der Universität Wien befügt und verpflichtet fühlte, im Landtage eine Predigt über die Herrschsucht der Deutschen zu halten, wenn diesem „wahrhaften Österreicher“ aus Mecklenburg wäre zu helfen gewesen, so würde die unglaubliche Taktlosigkeit einzelner Erwiederungen das besorgt haben. Doch er war noch ungeschickter, und die kurze, würdige Erklärung seiner Universitätskollegen, von welcher sich nur einige Slawen und Vorsichtige ausgeschlossen hatten, gab ihm vollends den Rest. Wie gewöhnlich, mutmaßt man eigensüchtige Absichten in dem Auftreten Maassens, wahrscheinlich mit Unrecht. Seine Laufbahn, seine ultrakonservative publizistische Thätigkeit gemeinschaftlich mit Florencourt in den Jahren 1848 ff., sein ebenfalls mit jenem ausgeführter Übertritt zum Katholizismus, sein Anschluß an die Ultrakatholiken zeigen ihn vielmehr als einen jener guten Menschen und schlechten Politiker, welche immer bereit sind, die Donquixotlanze für ein angeblich unterdrücktes Recht einzulegen, ohne zu bedenken, ob sie nicht das gemeine Wesen dadurch verletzen. Daß zwischen Deutschen und Tschechen Kriegszustand besteht, daß die Gegner Wind und Sonne für sich haben, daß sie nach alter Husitenart im Namen der Freiheit alles, was nicht zu ihrer Blutfahne schwört, vernichten möchten (die Jungtschechen sans phrase, die Altschechen stückweise und unter versöhnlichem Zuspruch) — das sieht er nicht oder will es nicht sehen, wie der Junker von la Mancha nicht sehen wollte, daß die Gefangenen die Eisen verdientermaßen trugen.

Freilich scheint in Prag neuerdings die Besorgnis aufgetaucht zu sein, daß der Lärm des von Tschechen, Polen, Slovenen und Ultramontanen arrangirten Kesseltreibens jenseits der Grenze vernommen werden und einen schlechten Eindruck machen könnte. Darum spricht Kieger den Deutschen stets gemüthlich zu, wie der Hahn dem Regenwurm: „Nur nicht ängstlich!“ Und über die Grenze hinüber beteuert das Organ der Statthalterei, ganz Böhmen schwärme für das Bündnis mit Deutschland. Ein besondres Fernrohr muß man auf dem Gradstein haben! Gewiß lassen die Herrn Tschechen, Alte und Junge, es sich gern gefallen, wenn in preussischen Zeitungen der Verfassungspartei vorgehalten wird, daß sie sich als regierungsunfähig erwiesen, die jetzige Politik erzwungen habe — was leider wahr ist. Aber deutsch bleibt deutsch, jenseits wie diesseits der schwarzelben Schranken, gegen alles Deutsche wird glühender Haß gehegt und genährt und geschürt, und noch nie haben die Prager Herren verheimlicht, wohin sich ihre Sympathie wenden würde, falls einmal Deutschland mit Rußland oder Frankreich in Konflikt geraten sollte. Etwas andres wäre es, wenn sie einmal die tschechische Bevölkerung in Ruhe lassen wollten. Zwischen den Parlamentsrednern und den Zeitungsschreibern auf der einen, und dem Mob,

der mit Knütteln und Steinen, am liebsten gegen Wehrlose, das Vaterland verteidigt, auf der andern Seite, liegt ja noch eine breite Schicht, Bürger und Landleute, die sich Jahrhunderte lang mit den deutschen Nachbarn gut vertragen, gegenseitig die Kinder in Pflege genommen haben, um sie beidsprachig zu machen, ruhige, fleißige, betriebsame Menschen, welche sich nach dem Kummel von 1848, als Fürst Schwarzenberg (Svarenberk heißen seine Verwandten jetzt) an der Spitze der streng zentralistischen Regierung stand und Graf Leo Thun als Unterrichtsminister eifrigst germanisirte, ganz gut wieder darein gefunden hatten, daß die Behörden und die ganze gebildete Welt deutsch sprach. Sie würden das und andres auch heute ertragen, fürchteten sie nicht den Terrorismus der Führer. Wer mag sich gern als Vaterlandsverräter der allgemeinen Verachtung preisgeben lassen! Und ihre Kinder wachsen in ganz andern Vorstellungen auf.

Wenn verfassungsfreundliche Blätter die Ansicht aussprechen, der politische Wirrwarr in Österreich sei niemals so groß gewesen wie gegenwärtig, so mag das Übertreibung genannt werden; doch muß man bezweifeln, daß er je größer gewesen. Als die Saat der vormärzlichen Politik, eine Nationalität gegen die andre auszuspielen, 1848 so schön aufging, und abermals nach zehn Jahren, in welchen alle unter gleicher Zuchttrute gehalten worden, äußerte sich bei allen, mit Ausnahme der Magyaren, allein der dunkle Drang, „frei“ zu werden. Jetzt haben sich überall Herrschgelüste ausgebildet. In Ungarn soll es nur noch Magyaren geben; die Kroaten streben ein Großkroatien mit Bosnien, der Herzegowina und Dalmatien an, während die italienischen Dalmatiner nicht das geringste von solcher Union wissen wollen; nebenan malen sich die Windischen ein Slovenenreich aus, welches Krain, Untersteiermark, Südkärnten, Görz und vielleicht noch manches andre umfassen soll; die Ultramontanen Tirols bezeigen Lust, jedem, der frische Alpenluft und hartes Bockfleisch genießen möchte oder in Meran Heilung sucht, an der Grenze den Beichtzettel abzuverlangen; im Norden möchte man das tschechische Reich wieder aufrichten, im Osten das polnische, beide unter dem Vorbehalt künftiger Reunionen, bei welchen es wohl auf eine Teilung Schlesiens, auch des preußischen, hinauslaufen würde; und überall sollen hergeben und unterdrückt werden diejenigen, welche die österreichische Fahne hochhalten, Deutsche, Ruthenen, Italiener, die nicht vom Irredentafieber ergriffen sind.

Das Bild wäre unvollständig ohne jene Nation, die nie als solche gelten will, allüberall die Hand im Spiele hat, jede Sprache spricht und jede Farbe anlegt und die Herrschaft eben so konsequent aber weniger geräuschvoll anstrebt als die andern. Die Legende, daß die Juden zuverlässige Bundesgenossen der Deutschen seien, hat ausgespielt: sie sind in Ungarn Magyaren, in Galizien Polen und bei der jüngsten Wahl in Böhmen Tschechen geworden. Aber bei wichtigen Anlässen kommt das wahre Nationalgefühl spontan zum Durchbruch. Z. B. jetzt bei dem Prozeß in Nyiregyhaz. Dieser Rechtsfall wird wohl seinen

Platz im Pitaval erhalten, aber als einer jener mysteriösen, in welche nimmermehr volles Licht dringen dürfte. Dies war von Anfang an klar, und ebenso, daß er kein Ehrendenkmal für die ungarische Justiz bilden werde, wie auch der Spruch fallen möge. Immerhin erfordert die Wahrheit, auszusprechen, daß die barbarischen Mittel, um einen Angeeschuldigten oder einen Zeugen zum Reden zu bringen, nicht etwa bloß hier zur Anwendung gekommen, sondern landesüblich sind. Ungarn ist nicht umsonst türkische Provinz gewesen. Als etwas neues ist hingegen zu bezeichnen, daß der Staatsanwalt sich an die Spitze der Verteidiger stellt und sich als Vormund des Präsidenten gerirt. Für die gesamte liberale Presse aber war der Prozeß entschieden, bevor die Verhandlung begonnen hatte. Jahraus jahrein berichten dieselben Blätter Fälle des krassesten Aberglaubens und wildesten Fanatismus bei den orthodoxen Juden Galiziens, Ungarns u. s. w., und immer sind Rabbiner und Tempeldiener mit im Spiel, die entweder auf gleicher Bildungsstufe wie ihre Gemeinden stehen oder deren Unbildung ausbeuten. Noch nicht Wochen ist es her, daß erzählt wurde, orthodoxe Juden hätten einen Glaubensgenossen gesteinigt, weil er am Samstag ein Pferd bestiegen. Da stehen aufgeklärte gegen orthodoxe Juden, und einem Pfaffen etwas anzuhängen, ist immer eine Lust, selbst wenn er zu den Ihrigen gehört. In Tisza-Eszlar jedoch stand die Partie Juden gegen Christen, und folglich war es ein Verbrechen, die Schuld der Angeklagten überhaupt für möglich zu halten. Der Justizminister Pauler und der Präsident des Gerichtshofes sollen sich dieses Verbrechens schuldig gemacht haben, und sie sind daher verehmt. Die Schilderungen der Persönlichkeit des letztern waren förmliche Stechbriefe. Dafür machten sämtliche Angeklagten einen „sympathischen“ Eindruck, alle Entlastungszeugen sprachen überzeugend; bei jenen andern, welche sich in einem Atem dreimal widersprachen, hatten immer die den Angeklagten günstigen Aussagen vollen Anspruch auf Glaubwürdigkeit, und bleibt einer bei seiner belastenden Aussage, so ist er eingeschüchtert oder erkauft. Also scheinen Zeugen erkauft worden zu sein, von wem nur? Ein sächsischer Rabbiner weiß es. Mit beispielloser Frechheit erklärt er die ganze Untersuchung für ein von der katholischen Geistlichkeit in Szene gesetztes Spiel. Natürlich, Christen darf man alles nachsagen, aber wehe dem, der an der Unsträflichkeit eines Juden zweifelt. Unlängst erkannte ein Wiener Blatt in dem Vorschlage, zum Andenken an die Befreiung Wiens aus der Türkennot eine Kirche auf der sogenannten Türkenchanze zu erbauen, einen geeigneten Stoff für frivole Späße. Und jüdisch ist die gesamte Wiener Journalistik, mit Ausnahme der wenigen klerikalen oder tschechischen Blätter, jüdisch, auch falls sie nicht von Juden geleitet werden sollte, wenigstens der Gefinnung nach. Immer und überall stehen die jüdischen Interessen obenan. Immer und überall tragen die semitische Hezlust und Wizelei dazu bei, ruhige Erörterung und mögliche Verständigung zu hintertreiben, zu reizen und zu erbittern. Es ist wahrlich übertriebene Bescheidenheit, wenn die Blätter bei Be-

sprechung des Nationalitätenjammers in Österreich niemals das Wirken der jüdischen Nationalität würdigen.

Wohin aus alles das führen soll, ist schwer zu sagen. Es ist so viel schon durchprobiert worden, der offene und der verhüllte Absolutismus, der ganze und der halbe Parlamentarismus, Zentralisation und Dezentralisation. Giskra versuchte die „Versöhnung auf dem Boden der Freiheit“ von der einen Seite aus, wie Graf Taaffe jetzt von der andern, und beidemal wurden die Gegensätze nur immer unversöhnlicher. Kieger drohte neulich den Deutschen mit dem Absolutismus für den Fall, daß sie nicht gutwillig sich beugen wollten, setzte aber hinzu, daß dann beide Teile Ursache haben würden zu seufzen; die Jungtschechen rufen den Verfassungsbruch herbei in dem guten Glauben, daß sie die Gewalt in den Händen behalten würden. Sie sollten sich hüten, dergleichen Schreckbilder an die Wand zu malen, denn Ordnung wird endlich doch gemacht werden müssen!



Die Entstehung der sinnlichen Wahrnehmung.



ie Wahrnehmung irgend eines Gegenstandes ist offenbar nur dadurch möglich, daß eine gewisse geistige Thätigkeit sich einer körperlichen Erscheinung bemächtigt, sodas dasjenige, was außer uns ist, in unser Bewußtsein aufgenommen wird. Wie nun eine geistige Thätigkeit überhaupt auf körperliche Dinge wirken kann und wie umgekehrt Körper wieder auf unsern Geist wirken und seine Thätigkeit hervorrufen können, das hat man oft für ein unlösbar schwieriges Problem erklärt. Die Brücke vom Geist zum Körper und umgekehrt habe noch niemand geschlagen, niemand habe das beide verknüpfende Band nachzuweisen vermocht — so kann man heute noch täglich die verständigsten Leute sagen hören. Zwischen den beiden Grundanschauungen, von denen die eine den Geist, die andre die Körperwelt für das Gewisseste und Sicherste hält, schwanken die Meinungen der Gelehrten hin und her. Im Interesse des Geistes und damit der höchsten eigentümlichen Güter desselben, des Glaubens, der Religion, der Moral, des freien Willens, werden immer erneute Versuche gemacht, die Grundlagen der Erfahrungswissenschaften, die hauptsächlich auf die Körperwelt sich beziehen, zu erschüttern, den festen Boden der Thatsachen als schwankend und durch Sinnestäuschungen gefährdet darzustellen und als das einzige Sichere die Thatsache des Bewußtseins hervorzuheben — in Übereinstimmung mit dem Cogito, ergo sum des Des-